

SABINE EBERT

Schwert und Krone



HERZ AUS STEIN

HISTORISCHER ROMAN

KNAUR*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe November 2019
Knaur HC

© 2019 Knaur Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Ein Projekt der AVA International

Autoren- und Verlagsagentur
www.ava-international.de

Redaktion: Silvia Kuttny-Walser

Stammtafeln: Dr. Stefan Auert-Watzik

Landkarte: Verantw. Redakteur: Prof. Dr. Ing. Andreas Kowanda;

Kartograph: M. Eng. Thomas Zimmermann

Covergestaltung: © PixxWerk®, München,

unter Verwendung von Motiven von shutterstock.com

Satz: Wilhelm Vornehm, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-22662-9

2 4 5 3 1

Dramatis Personae

Historisch belegte Personen der Handlung:

Staufer

Friedrich I., römisch-deutscher König und Kaiser (später genannt Friedrich Barbarossa)

Beatrix von Burgund, seine zweite Gemahlin

Friedrich IV. (von Rothenburg), Sohn des vorherigen Königs Konrad von Staufen, Herzog von Schwaben (unter Vormundschaft Barbarossas)

Weltliche Verbündete:

Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, Bannerträger Friedrichs und enger Freund

Graf Ulrich von Lenzburg, Vertrauter des Kaisers

Burggraf Heinrich von Dohna, kaiserlicher Ministeriale

Welfen

Heinrich der Löwe, Herzog von Sachsen und Bayern

Clementia von Zähringen, seine erste Gemahlin

Welf VI., jüngerer Bruder des 1139 verstorbenen

Thronanwärters Heinrich der Stolze, Oheim und Ratgeber
Heinrichs des Löwen und Friedrich Barbarossas
Uta von Calw und Schauenburg, seine Gemahlin
Welf VII., ihr Sohn

Weltliche Verbündete:

Graf Adolf von Schauenburg, Holstein und Stormarn
Heinrich von Weida, Ratgeber Heinrichs des Löwen
Graf Gunzelin von Hagen, Statthalter im Abodritenland
Graf Ludolf von Peine, Statthalter im Abodritenland
Graf Christian von Oldenburg
Graf Reinhold von Dithmarschen, Ministeriale des Herzogs

Askanier

Albrecht von Ballenstedt, ehemals Herzog von Sachsen,
Markgraf von Brandenburg, genannt Albrecht der Bär
Sophia von Winzenburg, seine Gemahlin
Otto, Hermann, Adalbert, Dietrich, Siegfried, Heinrich und
Bernhard – beider Söhne
Adele, Schwester des Meißner Markgrafen Otto, Witwe des
Königs Sven von Dänemark, Gemahlin von Graf Adalbert
von Ballenstedt

Wettiner

Otto, Markgraf von Meißen, später genannt Otto der Reiche
Hedwig, seine Gemahlin, Tochter Albrechts des Bären
Albrecht und Dietrich, beider Söhne

Dietrich, Ottos Bruder, Markgraf der Lausitz
(später Dietrich von Landsberg)

Dobroniega, seine Gemahlin, Schwester der Herzöge
von Polen

Konrad, beider Sohn

Dietrich, außerehelicher Sohn Dietrichs mit
Kunigunde von Plötzkau

Dedo, Graf von Groitzsch

Mathilde von Heinsberg, seine Gemahlin

Heinrich, Friedrich – weitere Brüder Ottos

Christian, Ministeriale in Ottos Diensten

Ludowinger

Landgraf Ludwig II., genannt der Eiserne

Judith, Tochter Herzog Friedrichs II. von Schwaben
und Halbschwester Barbarossas, Ludwigs Gemahlin
(später Jutta Claricia von Thüringen)

Slawen

Niklot, Fürst der Abodriten

Pribislaw und Wertislaw, seine Söhne

Prislaw, sein abtrünniger Sohn in dänischen Diensten,
Jarl von Lolland

Lubemar, Bruder Niklots

Woizlawa, Gemahlin von Pribislaw

Borwin, Pribislaws Sohn

Geistlichkeit

Hadrian IV., Papst

Viktor IV., Papst

Paschalis III., Papst

Rainald von Dassel, Kanzler Friedrich Barbarossas und
Erzbischof von Köln

Philipp von Heinsberg, Domdekan in Köln, rechte Hand
Rainalds, Schwager Dedos von Groitzsch (später
Erzbischof von Köln)

Wichmann, Erzbischof von Magdeburg, Neffe des
Markgrafen Konrad von Meißen

Hartwig, Erzbischof von Bremen

Otto, Bischof von Freising, Halbbruder Konrads von
Staufen

Rahewin, Schreiber Ottos von Freising

Evermod, Bischof von Ratzeburg

Dänemark

Sven III., König (später Sven Grathe)

Adele, Tochter Konrads von Wettin, des Markgrafen
von Meißen und der Lausitz, seine Gemahlin

Waldemar I., König (später Waldemar der Große)

Sophia von Minsk, seine Gemahlin

Absolon, Erzbischof von Lund

Asker, Bischof von Roskilde

Italien

Meister Marchese, Kriegsmaschinenkonstrukteur

Graf Guido von Biandrate, Mailänder und Vertrauter
des Kaisers

Acerbus Morena, Konsul von Lodi und Chronist

Böhmen

Vladislav, König

Pommern

Kazimir, Herzog

Bogislaw, sein Bruder, Herzog

Wichtige fiktive Personen

Raimund von Muldental, Richard und Gero – Christians
Freunde

Randolf von Muldenstein, Ritter am Hof des Markgrafen
von Meißen, Christians Erzfeind

Luitgard, junges Mädchen am Meißner Hof

Josefa, Heilerin in Meißen, genannt »die alte Muhme«

Stefano di Stella, Dolmetscher in Diensten des Kaisers

Marie Claire, Hofdame von Friedrich Barbarossas Gemahlin
Beatrix

ERSTER THEIL



RECHT UND UNRECHT

Königsmord

*Adele von Meißen, dänische Königin und Gemahlin
von Sven III. Estridsson; Roskilde, 9. August 1157*

Dänische Schreie gellten durch die eben noch friedliche Sommernacht, Waffengeklirr mischte sich mit dem Krachen von umgeworfenen Bänken und zerschellenden Krügen. Keuchend vor Entsetzen stützte sich Adele, die Tochter des verstorbenen Markgrafen von Meißen und junge Gemahlin des dänischen Königs Sven, mit beiden Händen auf einen wackligen Tisch. In dieses ärmliche Versteck hatte Sven sie eben erst geführt – kurz bevor das Blutbad da draußen begann. Am liebsten würde sie sich die Ohren zuhalten und die Augen schließen. Als könnte sie damit auslöschen, was im Palast neben dem Dom und in den Gassen vor sich ging. Fast meinte sie, den Kuss zu spüren, den ihr geliebter Mann ihr geben wollte, bevor er dieses schmale, windschiefe Haus unterhalb des Doms verließ. Doch sie hatte sich von ihm abgewandt. Denn auf dem kurzen Weg vom Palast hierher war Adele klar geworden, was Sven plante. Etwas so Abscheuliches und Unentschuldbares, dass sie nicht wusste, ob sie ihm je würde verzeihen können.

Sofern er überhaupt noch lebte.

Gemeinsam mit seinen Männern hatte Sven das Schwert gegen seine beiden Vettern und Mitkönige erhoben, Knut und Waldemar – bei einem Fest hier in der dänischen Königsstadt Roskilde, mit dem alle drei ihren Friedensschluss feiern wollten. Vor einer Viertelstunde noch hatte Adele mit ihnen an der Hohen Tafel gegessen und geplaudert.

Nun war sie vor Schreck wie gelähmt. Jäh schoss ihr der Mageninhalt in die Kehle. Mit Not schaffte sie es, zu einem Bottich zu stürzen, in den sie sich erbrach, bis nur noch Galle kam. Janne, ihre Leibdienerin und einzige Begleiterin, hatte seit der Ankunft im Versteck auf Knien und händeringend Gebete heruntergehaspelt. Nun hielt sie ihrer Herrin Kopf und Schleier und griff dann nach einem Krug Wasser, damit Adele den üblen Geschmack aus dem Mund spülen konnte.

»Sollen wir wirklich hier warten, bis es vorbei ist?«, flüsterte sie ängstlich. »Hier sind wir nicht sicher, meine Königin. Aber ohne männliche Begleiter können wir nirgendwohin. Und wenn Euch jemand erkennt ...«

Auch Janne hatte Svens Absichten durchschaut. Als er seine Gemahlin zu später Stunde persönlich aus dem Palast hinausgeleitete, brachte er Adele zu ihrem Erstaunen nicht in ihr Quartier, wie sie anfangs hoffte, da sie sich nach einem langen Tag schon auf das Bett freute. Sondern er führte sie in dieses unscheinbare Haus, ohne irgendwelche Fragen zu beantworten.

Das war auch nicht nötig. Auf dem Weg hierher konnten die beiden jungen Frauen sehen, wie Sven sein Schwert gürtete, das er vor Beginn des Festes abgelegt hatte – zum Zeichen dafür, dass er den Frieden der Halle achten würde. Und seine dreihundert Kämpfer, die gerade aus Schonen eingetroffen waren und für die vor dem Palast reichlich aufgetafelt wurde, trugen allesamt Rüstung.

Dann war Sven sofort in den steinernen Palast neben dem Dom zurückgelaufen und hatte mit seinen waffenstarrenden Männern das Blutbad eröffnet.

Der Zorn der Angegriffenen würde vor seiner fremdländischen Gemahlin nicht haltmachen.

Falls Sven den Kampf gegen Knut und Waldemar verlor, war Adele keine Königin mehr, sondern die Witwe eines Eidbrüchigen und Königsmörders.

Falls er siegte, wäre sie die Gemahlin eines Eidbrüchigen und Königsmörders. Knut und Waldemar waren beliebt; die Dänen würden diesen heimtückischen Überfall nicht ungerächt lassen.

Adele wusste, dass Sven schon einmal vorgehabt hatte, seine beiden Vettern und Konkurrenten um den Thron in einen Hinterhalt zu locken und zu töten. Ihr Vater, Markgraf Konrad, sollte sie dazu auf den Meißner Burgberg einladen. Doch er hatte dieses Ansinnen sofort zurückgewiesen – entrüstet und angewidert.

Wie konnte ich mich so in Sven täuschen?, fragte sich die junge Frau. Wie konnte ich diesen Mann nur lieben? Und was soll ich jetzt tun? Sie hatte sich blenden lassen von seinem Aussehen und seinem Auftreten: Groß, blond und stark war er. Und sehr in sie verliebt.

Doch nun schwebten Janne und sie in Lebensgefahr und brauchten all ihre Sinne und all ihren Mut. Sie durften nicht in diesem Versteck bleiben, in das Sven sie geführt hatte, bevor er zu seiner grausigen Tat schritt.

Das war nur wenige Augenblicke her. Trotzdem hatte Adele keine Ahnung, ob ihr Gemahl noch lebte. Ob er seine beiden Mitkönige und Verwandten getötet hatte – oder Knut und Waldemar ihn.

Die Schreie, der Lärm und die kreischenden Stimmen der Fliehenden draußen verebbten nicht, sondern wurden immer lauter.

»Niemand darf uns hier finden«, raunte sie angstvoll ihrer Leibdienerin zu. »Und niemand darf uns erkennen!«

Mit zitternden Fingern versuchte Adele, die Schnüre ihres Prunkgewandes zu lösen, in dem sie bis eben noch beim Fest mit Svens Vettern und Knuts bildschöner Schwester Sophia von Minsk Versöhnung gefeiert hatte. Den Friedensschluss, der jedem der Thronanwärter den Titel König und ein Drittel des Landes zusicherte.

»Wohin wollt Ihr denn gehen?«, jammerte die sonst so beherzte Janne. »Es gibt keinen Ort in Dänemark, an dem Ihr noch sicher seid, sobald sich herumspricht, dass Euer Gemahl den Frieden gebrochen und seine eigenen Verwandten ermordet hat.«

Die rundgesichtige Dienerin hielt kurz inne, lauschte dem Lärm von draußen und wisperte: »Hört nur! Bald weiß es jeder in dieser Stadt.«

Denn draußen kreischte eine Frau wieder und wieder: »Sven bringt alle um! Sven Estridsson hat den König getötet!«

Welchen der Könige?, dachte Adele verzweifelt. Ich weiß nicht einmal, ob dies allein seine Idee war oder ob er sich mit einem der beiden anderen verbündet hat. Doch blieb ihr jetzt keine Zeit, darüber nachzudenken, wie sie Sven nach dieser Ungeheuerlichkeit noch zur Seite stehen konnte, sollte er die Nacht überleben. Sie musste fort von hier, denn Svens Feinde würden nach ihr suchen.

Nur wohin?

Sie wollte leben und zu ihrem erst wenige Wochen alten Töchterchen fliehen, das sie in Lüneburg in guter Obhut hatte zurücklassen müssen – auf Svens Befehl. Vermutlich hatte er da die Untat schon geplant, die er heute beging.

»Hilf mir in ein schlichtes Kleid und verbirg mein Haar«, flüsterte sie Janne zu. Mit ihren bebenden Fingern wollte es einfach nicht gelingen, die Schnürungen an den Seiten des prachtvollen Bliauts zu entwirren.

Zu ihrem Glück und ihrer großen Verwunderung hatte sie in dem Versteck eine ihrer Kleidertruhen vorgefunden. Ein weiterer Beweis dafür, wie kaltblütig Sven seinen Verrat geplant hatte.

Janne zerrte ein schmuckloses Wollkleid über die Königin und verbarg Adeles auffälliges Haar – es war schwarz gelockt und nicht blond wie das der meisten Däninnen – unter einem doppelt verknöteten Tuch.

»Wenn Ihr draußen erkannt werdet, schlagen sie uns tot«, barmte sie, während sie der Königin ihren eigenen schlichten Umhang anlegte. »Ist es nicht sicherer, hier zu warten? Selbst wenn wir es bis zum Hafen schaffen ... Kein Schiff nimmt zwei ehrbare Frauen ohne männliche Begleiter auf!«

Roskilde lag auf einer Insel, und es stimmte: Ohne Beisein eines Ehemannes oder anderer Verwandter als Vormund durften sie nicht reisen, geschweige denn ein Schiff betreten.

»Selbst wenn Ihr mit Edelsteinen bezahlt ... Dadurch würde man Euch sofort erkennen ... Oder als Diebin hinrichten, sofern Ihr nicht Namen und Titel enthüllt«, fuhr Janne mit der Beschreibung ihrer Notlage fort.

»Es gibt nur eine Möglichkeit für uns, zu überleben«, wisperte Adele zurück und drückte Jannes Hand. »Hab Mut, vertrau auf Gott und komm mit mir! Es sei denn, du willst hier auf deinen Mann warten.«

Sie öffnete die Tür einen winzigen Spalt und spähte hinaus.

Die Gassen waren vollgestopft mit flüchtenden, kreischenden Menschen. Aus dem hell erleuchteten Palast sah sie Männer mit blutriefenden Schwertern kommen und nach neuen Opfern suchen. Davor lagen zerstückelte Leichen; bei einigen hatten die Kleider Feuer gefangen. Fackeln und brennende Bänke beleuchteten die schrecklichen Bilder vor dem Palast mit zuckendem Licht in sternenklarer Nacht.

Die meisten Bewohner des Viertels versuchten immer noch, sich in den Dom zu retten und Zuflucht in Gottes Haus zu finden. Mütter trugen ihre Kinder auf dem Arm oder zerrten sie an der Hand mit sich. Mancher hatte hastig noch ein paar Habseligkeiten zusammengeschnürt, andere trugen nur Unterhemd und Umhang und liefen barfuß. Wer nicht schnell genug war, drohte von der panischen Menge umgerannt und zermalmt zu werden.

»Zum Hafen?«, flüsterte Janne.

»Nein. Dort hinauf!« Adele wies mit dem Kinn auf die Kathedrale.

drale neben dem Palast, zu der die Menschen angstvoll strömten. Sie zog sich die Gugel tiefer ins Gesicht und tat das Gleiche auch bei Janne.

Der Saum ihres Kleides verfang sich an einem Holznagel. Heftig zerrte sie, und der Stoff zerriss.

Die junge Meißnerin griff nach der Hand ihrer Vertrauten und rannte los, bis das Seitenstechen sie zum Stehenbleiben zwang. Sie hielt kurz inne, schnappte nach Luft und rannte dann weiter. In der Linken trug sie ein kleines Bündel, in das sie ein warmes Kleid, ihren silbernen Haarreif und die edelsteinbesetzten Ringe geschnürt hatte – für den Fall, dass sie jemanden für seine Hilfe bestechen musste.

»Und wenn uns Bewaffnete angreifen? Oder uns irgendwer erkennt?«, keuchte Janne.

»Wir können sonst nirgendwohin. Und in dem Versteck hätte man uns schon bald gefunden. Also lauf schnell!«

Immer wieder spähte Adele nach links und rechts, so gut es in dem wilden Durcheinander von verängstigten Menschen ging, zog ihre Vertraute mit sich, während sie sich unter diejenigen mischten, die zum Dom flüchteten. Sie ließen sich von den Stadtbewohnern mitreißen und folgten dem Strom derer, die nur noch das geöffnete Kirchenportal als Ziel vor Augen hatten.

Einmal erhielt Adele einen so wuchtigen Stoß in den Rücken, dass sie stolperte und beinahe stürzte. Janne fing sie auf.

Die junge Meißnerin fürchtete schon, dass jemand anklagend auf sie zeigen und schreien würde: »Da ist die Königin! Die Frau des Mörders! Schlagt sie tot!«

Doch zum Glück erkannte niemand sie. Unter Einsatz der Ellenbogen kämpften sie sich weiter durch, keuchend vor Atemnot und Angst.

Doch als sie das Innere der Kirche erreicht hatten, versuchte Adele erst gar nicht, sich in der Menge zu verstecken. Sie drängte sich mit Janne zum Altar vor, legte ihre rechte Hand

auf den mit bestickten Tüchern verzierten Altartisch und sagte, leise und um Atem ringend, zu dem dort stehenden Messdiener: »Ich ... ersuche ... um ... Kirchenasyl.«

Der Geistliche – noch jung, mager, mit hängenden Schultern und zutiefst verschreckt von dem Ansturm schreiender Menschen – hob abwehrend die Hände.

Mit zittriger Stimme murmelte er: »G-geht zu den anderen! Wir werden gemeinsam dafür beten, dass das Grauen ein Ende findet. Und für das Seelenheil der Toten.«

Er wollte sich abwenden, aber Adele gebot ihm mit einer Geste Einhalt und zischte leise: »Schaut genau her! Wir können nicht zu den anderen. Ich wiederhole: Wir erbitten Kirchenasyl.«

Ihre Hand lag immer noch auf dem Altar.

Der Bursche hielt inne und starrte sie an.

Endlich begriff er, wen er vor sich hatte: die junge Königin aus weißnischen Landen. Und Gemahlin des Mannes, der, dem Wehgeschrei der Menschen nach zu urteilen, das Gemetzel im Palast begonnen hatte.

Sein Gesicht, in dem sich Schrecken und Entschlusslosigkeit abwechselten, verlor das letzte bisschen Farbe. Seine Hände flatterten.

»Seid Ihr von Sinnen?«, ächzte er mit sich überschlagender Stimme. »Wenn Euch jemand erkennt, wird die Heiligkeit dieses Ortes das Volk nicht davon abhalten, hier das nächste Blutbad zu entfesseln!«

»Deshalb stehen wir vor Euch und erbitten Kirchenasyl!«, wiederholte Adele eindringlich, die den ängstlichen Burschen am liebsten bei den Schultern gerüttelt hätte. Durch seine Begriffsstutzigkeit würde er noch das Blutbad auslösen, das er mit Worten schon heraufbeschwor. Aber natürlich durfte sie sich nicht an einem Geistlichen vergreifen.

»Im Namen der barmherzigen Jungfrau!«, mahnte sie.

Es war am Gesicht des Burschen abzulesen, wie allmählich Bewegung in seine Gedanken kam. »Das muss der Bischof entscheiden«, flüsterte er. »Und Hochwürden weilt beim Festmahl ...«

Was in ihm als Nächstes die Erkenntnis dämmern ließ, dass er nicht einmal wusste, ob Bischof Asker überhaupt noch lebte. Roskilde war die größte und bedeutendste Stadt Dänemarks, und ihr Bischof zählte zu den Verwandten und engen Vertrauten König Waldemars. Ebenso wie der mächtige Absalon, Heerführer und Ziehbruder von Waldemar, mit Sicherheit der künftige Bischof von Roskilde und Erzbischof von Lund. Sofern er noch lebte.

Die Gedanken des überforderten Kirchendieners wollten sich einfach nicht ordnen, und das Geschrei der Zufluchtsuchenden im Dom hinderte ihn daran, einen Entschluss zu fassen.

»Geht! Ich kann hier nicht für Euer Leben garantieren«, zischte er.

Dieser Narr wird uns in seiner Einfalt wirklich noch ans Messer liefern, dachte Adele voller Ungeduld. Einige wurden schon auf die Szene am Altar aufmerksam.

»Ich habe Euch jetzt drei Mal um Asyl gebeten und an Eure Pflicht und geltendes Recht gemahnt«, erinnerte sie mit Nachdruck und Würde, aber gedämpfter Stimme. »Die Vorfahren meines Gemahls ließen diese Kirche erbauen und sorgten für die Verbreitung von Gottes Wort in diesem Land. Sie liegen hier begraben. Wenn Ihr uns fortschickt, ladet Ihr Blutschuld auf Euch. Wollt Ihr das?«

Der dürre Messdiener krümmte sich vor Unbehagen.

»Ich stifte einen goldenen Ring. Mit dem Gold könnt Ihr das Altarkreuz verzieren«, lockte sie und hob vielversprechend ihr Bündel ein wenig an.

Da endlich fiel ihm ein Ausweg ein.

»Geht in die Gruft, rasch!«, zischte er und deutete auf die Gittertür, die in das Gewölbe führte, in dem die dänischen Könige

beigesetzt wurden. Harald Blauzahn, Sven Gabelbart, Sven II. Estridsson ...

»Versteckt euch dort. Ich bringe Brot und etwas zu trinken, sobald sich die Lage beruhigt.«

Mit Gottes Hilfe leben der Bischof, Absalon und Waldemar noch, dachte er. Sollen sie entscheiden, was aus diesen Weibern wird. Ich halte sie hier fest, bis Gott, mein Bischof und mein König über sie richten.

Die beiden jungen Frauen huschten durch die Tür und waren so erst einmal den Blicken der meisten anderen in der Kirche verborgen. Bald kam der verunsicherte Messdiener mit einem Krug Wasser zurück. Er reichte ihn durch das Gitter, stammelte, Brot würde er noch bringen, und suchte einen Schlüssel aus seinem schweren Bund heraus, mit dem er das Gitter zur Gruft abschloss.

»Jetzt sind wir bei den Toten gefangen«, murmelte Janne.

»Oder geschützt von ihnen«, flüsterte Adele, der selbst bei der Vorstellung graute, die nächsten vierzig Tage zwischen den Sarkophagen zubringen zu müssen. Doch so lange würden sie sicher nicht bleiben. Sobald der Bischof von Roskilde sie sah, würde er mit dem Erzbischof von Bremen verhandeln, damit der ihm die nur schlecht gelittene Meißnerin abnahm. Im Tausch für Silber oder einen Gefallen.

Durstig trank sie von dem Wasser, denn das Essen beim Festmahl war kräftig gewürzt gewesen. Schweiß rann ihr den Rücken hinab und durchtränkte ihr Unterkleid.

Sie wollte den Krug gerade an Janne weiterreichen, als von der großen Pforte des Doms eine sonore, weit tragende Stimme erklang.

»Macht Platz!«

Sofort wichen die Menschen beiseite, um den Bischof durchzulassen, der offenbar direkt vom Festmahl kam. Seine Kleider waren blutbesudelt.

Mit eiligen Schritten trat er auf den Altar zu, kniete nieder, senkte den Kopf und schlug ein Kreuz, dann erhob er sich und wandte sich zu den Menschen um, die hier Zuflucht gesucht hatten.

»Läutet alle Glocken! König Knut ist tot!«, rief er, und in der Menge flammte sofort ein vielstimmiges Wehgeschrei auf. Knut war der Herrscher über diesen Landesteil gewesen – Seeland.

Bischof Asker hob beschwichtigend eine Hand und gebot Schweigen.

»Ein Vertrauter von Sven Estridsson ermordete ihn. Sven selbst hat unter Bruch des Gastrechts und aller Eide diesen Angriff begonnen, die Bluttat befohlen.«

»Lebt Waldemar?«, erklang eine zitterige Stimme aus der Menge der Lauschenden. Waldemar war der jüngste der drei dänischen Könige, erst Mitte zwanzig.

»Der König von Jütland wurde am Bein verwundet. Doch mit Gottes Hilfe konnten er und sein Ziehbruder Absalon entkommen«, fuhr der Bischof laut fort. »Wie durch ein Wunder sind sie verschwunden, trotz Waldemars Verletzung.«

Nun fragt doch endlich!, dachte Svens Gemahlin aufgebracht und mit wild klopfendem Herzen, während sie sich vorsichtig dem Gitter näherte, um den Bischof im Blick zu behalten.

»Was ist mit Sven?« Endlich stellte eine schrille Frauenstimme die Frage. Adele erstarrte und machte sich auf das Schlimmste gefasst.

»Der Eidbrecher und Königsmörder hat seine Männer um sich geschart, um Waldemar zu suchen. Sie sind alle fort. Die Kämpfe in dieser Stadt sind beendet. Also geht wieder in eure Häuser! Doch zuvor lasst uns beten für Waldemar und Absalon und für das Seelenheil von König Knut!«

Nun begann jemand, die Glocken zum Tod des Königs zu läuten; vielleicht der magere, begriffsstutzige Messdiener. In die dunklen Töne mischten sich die Gebete der Menschen im Dom, die ausnahmslos alle niedergekniet waren.

Nur langsam leerte sich das Kirchenschiff.

Adele und Janne hatten sich ein Stück zurückgezogen, um nicht gesehen zu werden. Doch sie wussten, sie würden nun bald Besuch bekommen.

Noch immer läuteten die Glocken für König Knut. Der Tote lastete schwer auf Adeles Seele. Sie hockte sich hin, umschloss die Knie mit den Armen und drückte sich verzweifelt gegen die Wand. Ob Knuts Schwester Sophia in Sicherheit war, die Verlobte Waldemars? Beim Mahl vorhin hatten sie noch freundlich miteinander geplaudert. Sophia von Minsk hatte die Tafel vor ihr verlassen; vielleicht war das ja ihre Rettung gewesen?

O Sven, ich hoffe, du hast nicht auch noch ihr Blut an deinen Händen!, flehte Adele stumm und voller Bitterkeit.

Ein Klirren verriet ihr, dass die Gittertür zur Gruft geöffnet wurde.

Mühsam stemmte sie sich hoch und wischte sich die Tränen von den Wangen.

Wie erwartet kam Bischof Asker. Ein grauhaariger Mann mit scharf geschnittenen Gesichtszügen und einem Blick, der Adele Schauer über den Rücken jagte. Mit ebensolchen unerbittlich eisgrauen Augen hatte einst ihr Vater Konrad seine Gegner eingeschüchtert, der einstige Markgraf von Meißen und der Lausitz.

Der Bischof leuchtete ihr mit einer Fackel ins Gesicht.

»Sehr klug von Euch, das Haar zu verbergen ...«

»Hochwürden, ich schwöre bei der Heiligen Mutter Gottes, dass ich nichts von den schändlichen Plänen meines Gemahls wusste. Er hat mich von der Tafel fortgeführt, wie Ihr Euch vielleicht erinnert. Und ich ...«

Nun brach ihr die Stimme, Tränen schossen ihr erneut in die Augen, und sie hauchte: »Sophia? Lebt sie noch?«

»Ich wüsste nicht, was Euch das angeht«, meinte Asker kühl

und verschränkte die Arme vor dem Leib. »Was soll ich nun mit Euch machen? Ich darf Euch nicht für die Schandtaten Eures Gemahls zur Rechenschaft ziehen. Doch Ihr werdet verstehen, dass ich Eure Anwesenheit hier nicht länger dulden kann als unbedingt nötig.«

Er sah ihr ins Gesicht. »Andererseits wären Waldemar und Absalon unter gewissen Umständen glücklich, Euch zum ... Austausch zu haben.«

Adele sah zweifelnd auf, spielte Gelassenheit vor diesem eiskalten Mann, weil ihn Tränen nicht rühren würden. Wie einst ihren Vater Konrad von Wettin, Gott sei seiner Seele gnädig. »Glaubt Ihr wirklich, ein Weib könnte als Geisel wertvoll genug sein, um gegen einen Mann ausgetauscht zu werden?«, wandte sie ein.

»Eine *Königin* vielleicht. Eine Königin, die von ihrem Gemahl geliebt wird ...« Der Bischof lächelte kühl.

Würde sich Sven meiner wegen ergeben?, überlegte Adele und verneinte die Frage sofort. Er liebt mich, aber seinen Stolz und seine Krone liebt er noch mehr. Er ist von dem Wahn besessen, alles haben zu können, das *ganze* Land und mich, und Dänemark würde ihm seine Schandtaten verzeihen.

»Ich weiß nicht, ob mein Gemahl noch lebt. Aber eines weiß ich sicher: Nach dieser Blutnacht wird er kein König mehr sein«, antwortete sie. »Also bin ich auch keine Königin mehr. Besprecht Euch mit den deutschen Bischöfen, Hochwürden. Sie werden dafür sorgen, dass ich sicher nach Meißen geleitet werde.«

Für Sven würde es keine Rettung und kein Erbarmen geben. Sonst hätte der Bischof sie aufgefordert, sich zu ihrem vor Gott angetrauten Ehemann zu begeben. Doch für ihn schien Svens Tod eine sichere Sache zu sein. Ob nun in dieser Nacht, morgen oder übermorgen.

»Ein ausgesprochen törichter Gedanke, Weib«, entgegnete Asker grimmig lächelnd. »Dazu müsste ich mich mit Erzbi-

schof Eskil von Lund beraten, doch der wird unerhörterweise in deutschen Landen festgehalten. Und Euer Kaiser Friedrich Rotbart weigert sich, etwas dagegen zu unternehmen. Eskil würde auch nie gegen Euch eingetauscht werden wollen, wie Ihr selbst bereits festgestellt habt. Das wäre unter seiner Würde. Deshalb will er auch nicht, dass die Dänen Lösegeld für ihn sammeln. Und der Erzbischof von Bremen ist uns feindlich gesinnt.«

»Dann wendet Euch an den Erzbischof von Magdeburg, er ist mein Vetter«, flehte Adele.

»Würde der für Euer sicheres Geleit zahlen? Oder Eure Brüder, die Markgrafen von Meißen und der Lausitz?«

»Ihr könnt Euch gewiss mit meinem Vetter Wichmann von Magdeburg einigen. Oder mit meinen Brüdern«, antwortete sie und dachte dabei an Dietrich. Ob Otto als der Älteste bereitwillig für sie sein Silber hergeben würde, daran zweifelte Adele. Aber vielleicht legte seine junge Gemahlin Hedwig ein gutes Wort für sie ein.

»Ich werde um Klarheit beten und erst eine Entscheidung treffen, nachdem ich mich mit Waldemar und Absalon über Euer künftiges Schicksal besprochen habe. Bis dahin bleibt Ihr hier. Als unser Gast«, verkündete Asker, wobei er das Wort *Gast* so hart aussprach, dass Adele wusste, sie war seine Gefangene und Geisel. Aber vorerst geschützt vor der nach Rache dürstenden Menge. Eine Entscheidung würde der berechnende Bischof erst treffen, sobald er sichere Nachricht von Svens Tod hatte. Vom Tod des Mannes, in den sie sich einst verliebt hatte.

Vielleicht war sie schon Witwe und ihr Töchterchen eine Halbwaise? Adele schauderte bei der Vorstellung, welches Schicksal ihrem Gemahl wohl beschieden war. Bilder standen ihr vor Augen, die ihn verblutend am Boden zeigten.

Als hätte er ihre Gedanken erraten, fügte der Bischof an:
»Bleibt diese Nacht hier verborgen. Ich werde über ein ange-

messenes Quartier für Euch nachdenken. Heute wäret Ihr nicht sicher, sollte Euch irgendjemand erkennen.«

Das Kirchenasyl galt in einem Bereich von sechzig Schritten ab dem Kirchenportal. Doch heute Nacht würde angesichts der Verwünschungen und Racheschreie gegen Sven selbst die Begleitung eines Bischofs die Gemahlin des Königs nicht schützen.

Ohne weiteres Wort wandte sich der Geistliche ab.

Der magere Bursche, der sich inzwischen wieder eingefunden hatte, drückte Janne wortlos einen Kanten Brot und eine brennende Kerze in die Hand, dann schlurfte er dem Bischof hinterher. Die beiden jungen Frauen hörten, wie er das Gitter klirrend verschloss. Adele war froh, vor der Flucht aus dem Versteck noch einmal das Nachtgeschirr benutzt zu haben, denn auf dem Fest hatte es reichlich zu trinken gegeben. Dann fragte sie sich, wie sie angesichts ihrer Lage noch solch banale Überlegungen anstellen konnte.

Müde und aufgewühlt zugleich, immer noch fassungslos über die schicksalsschweren Geschehnisse der letzten Stunden, wickelten sich die beiden jungen Frauen in ihre Umhänge und legten sich auf dem blanken Boden nieder, um in der Nähe der Toten Schlaf zu finden. Jede von ihnen betete lange und stumm.

Sven, welche Schuld hast du nur auf dich geladen?, dachte Adele wieder und wieder und wusste: Er war verdammt. Tränen rannen ihr übers Gesicht.

Die Glocken läuteten die ganze Nacht hindurch. Und Adele wusste nicht, ob sie nur für den toten König Knut erklangen oder auch für Waldemar. Oder Sven.

Auf dem Gipfel der Macht

*Kaiser Friedrich I., sein Kanzler Rainald von
Dassel; Besançon, Oktober 1157*

Es ist großartig, ein Kaiser zu sein«, konstatierte Friedrich von Staufen, ein gut aussehender Mann Mitte dreißig mit rotgoldenem Haar und kurz gehaltenem Bart. Er räkelte sich auf seinem Stuhl, streckte genüsslich die Beine aus und prostete seinem Gegenüber zu. Doch plötzlich hielt er mitten in der Bewegung inne und korrigierte sich selbst.

»Es ist großartig, *der* Kaiser zu sein!«

Rainald von Dassel, sein Kanzler, Freund und engster Berater, hob ebenso hochzufrieden den Becher.

»Die Könige Europas überbieten sich darin, ihre Ergebenheit für Euch zu beteuern. Und Besançon bereitet Euch einen grandiosen Empfang. Alle Großen Burgunds sind zum Hoftag erschienen.«

Ein verträumtes Lächeln zog über Friedrichs Gesicht, als er an seinen glorreichen Einzug in diese reiche Stadt dachte, die seit mehr als einem Jahrhundert zum Kaiserreich gehörte. Die Honoratioren hatten ihn in feierlicher und ergebenster Stimmung vor den Toren erwartet, dann waren sie in einem schier endlosen festlichen Zug mit Pauken und Trompeten eingeritten, unter einem riesigen Triumphbogen aus alter römischer Zeit hindurch. Und auf beiden Seiten der Straße hatten jubelnde Menschen gestanden.

So waren er und seine geliebte Beatrix hier empfangen worden.

In einem Anflug von Eifersucht fragte sich Friedrich, wie viel von der Begeisterung und Ehrerbietung vor allem seiner schönen Gemahlin galt, die aus Burgund stammte und einen Teil davon – Hochburgund – in ihre Ehe eingebracht hatte. Obwohl zweifelsfrei glücklich an seiner Seite, blühte sie sicht-

lich auf, seit sie wieder in der alten Heimat weilte und in ihrer Muttersprache plaudern konnte, nicht in dem erst mühsam erlernten Deutsch. Wenn sie sich mit ihren burgundischen Landsleuten unterhielt, die sie umschwärmten, sprach sie doppelt so schnell und mit viel lebhafterer Mimik als sonst. Obwohl oder gerade weil er nichts davon verstand, klang es in seinen Ohren wie liebliches Vogelgezwitscher.

Habe ich sie nicht geheiratet, um Burgund zu bekommen?, tat er den Moment von Eifersucht und Zweifel sofort ab. Der Empfang hier in Besançon hatte seine kühnsten Erwartungen übertroffen. Und das Beste kam erst noch! Morgen würde er mit einem sorgsam geplanten Manöver seines durchtriebenen Kanzlers etwas tun, das die Welt aufhorchen ließ und Geschichte schrieb.

Er konnte es kaum erwarten.

Für eine letzte Abstimmung hatte er Rainald zum Gespräch unter vier Augen eingeladen und alle Pagen, Knappen, Diener hinausgeschickt, ausgenommen den Schenken.

So saßen die zwei mächtigsten Männer des Reiches in Friedrichs Quartier vor mit Wildbret beladenen Platten und genossen die guten burgundischen Weine.

Sobald sie ihr Mahl beendet hatten, zog Friedrich das Schachbrett heran, um über die unvollendete gestrige Partie nachz Grübeln, und setzte einen Springer.

Nach flüchtigem Blick aufs Schachbrett legte Rainald den schwarzen König nieder und erklärte: »Ihr gewinnt in vier Zügen.«

Friedrich rechnete die möglichen Züge nach; es stimmte.

»Ihr lasst mich mit Absicht gewinnen!«, protestierte er. »Ich kenne keinen so gewieften Pläneschmied wie Euch. Abgesehen von Albero von Trier, Gott sei seiner intriganten Seele gnädig.«

Rainald lächelte geschmeichelt.

Beide – Kaiser Friedrich von Staufeu und sein schlauer Kanz-

ler – waren etwa gleich alt, und trotz seines geistlichen Standes liebte Rainald von Dassel nicht nur Bücher, sondern auch prunkvolle Kleider und ritt mit größter Selbstverständlichkeit an der Spitze einer eigenen Streitmacht in den Krieg. Was erheblich dazu beitrug, dass Friedrich ihn so schätzte. Ebenso wie Rainalds distanzierendes Verhältnis zum Heiligen Stuhl und seine kühnen Pläne. Morgen würde eines seiner Meisterstücke in die Tat umgesetzt werden.

Doch die Vorbereitung des morgigen Geschehens war Friedrich nur ein Vorwand. Diesen Zwischenfall musste Rainald listenreich aus dem arrangieren, was sich im Verlauf des heutigen Tages in den Vorgesprächen mit den soeben eingetroffenen päpstlichen Legaten ergeben würde.

Friedrich vertraute seinem Kanzler vollkommen. Der fand immer einen Weg, die Dinge so zu richten, dass er, der Kaiser, den größten Vorteil daraus ziehen konnte.

Deshalb ging er jetzt mit ihm lieber genüsslich die diplomatischen Erfolge auf dem jüngsten Hoftag in Würzburg durch, wo er ausländische Gesandte in großer Zahl empfangen hatte. »Sagt mir noch einmal, mein Freund, was der junge englische König schrieb. Ich kann es gar nicht oft genug hören«, forderte der Kaiser seinen Berater auf, der im Gegensatz zu Friedrich nicht nur mehrere Sprachen sowie Lesen und Schreiben beherrschte, sondern auch die Gabe besaß, Texte wörtlich in Erinnerung behalten und wiedergeben zu können. Rainald zog die Hand zurück, die er schon nach einem dieser köstlichen, mit Honig bestrichenen gebratenen Singvögel ausgestreckt hatte, machte es sich in seinem Stuhl bequem und deklamierte mit einem Lächeln: »Heinrich Plantagenet beschwor in seinem Schreiben die *unlösliche Friedensgemeinschaft* zwischen unseren Völkern. Und dass Ihr als Höhergestellter befehlen möget. Er sei willens, Euren Befehlen zu gehorchen.«

Der Kanzler wusste, was sein Kaiser von ihm hören wollte.

Sie grinnten beide in stillem Einvernehmen, während sie die unterwürfige Formulierung auskosteten.

»Er will nicht, dass wir uns mit Ludwig von Frankreich verbünden«, begründete Rainald dieses Versprechen des englischen Königs. Der war fraglos ein mächtiger Mann, zumal er durch die Heirat mit Eleonore von Aquitanien ausgedehnte Ländereien hinzugewonnen hatte. Das Königspaar hatte mit seinen prachtvollen Geschenken an den Kaiser nicht nur die eigene erhabene Stellung demonstriert, sondern ebenso die in ihren Augen überlegene englisch-aquitansische Hofkultur. Das riesige rote Prunkzelt, das Heinrich dem Kaiser zu dessen Hochzeit mit Beatrix geschenkt hatte, war so groß und schwer, dass es nur mit Hilfe von Maschinen aufgerichtet werden konnte.

»Ludwig von Frankreich und Heinrich von England sind einander spinnefeind«, betonte Rainald und griff nun doch noch nach einem der gebratenen Singvögel.

Friedrich lachte auf.

»Kein Wunder, nachdem Heinrich dem braven Ludwig die schöne Gemahlin ausgespannt hat! Noch dazu auf eine Weise, die ihn zum Gespött an allen Höfen Europas machte«, erinnerte er grinsend. Die Geschichte war einfach zu köstlich.

»Wart Ihr zugegen, als uns ein Spielmann davon berichtete?«, fragte er Rainald und gab dem Schenken das Zeichen, die Becher nachzufüllen.

»Es war bei einem Festmahl auf dem Pfingsthofstag in Merseburg ... Wir haben Tränen gelacht!«

Friedrich schüttelte sich vor schadenfroher Heiterkeit.

»Erst lag die lebenslustige Eleonore dem frommen Ludwig in den Ohren, ihrer Ehe seien keine Erben vergönnt, weil sie zu eng miteinander verwandt seien. Doch kaum sind sie geschieden, reist sie zu Heinrich und heiratet ihn, obwohl er zehn Jahre jünger ist als sie. Und das Verrückteste daran: Seither schenkt sie Heinrich jedes Jahr ein Kind! Sie haben gemeinsam schon drei Söhne und eine Tochter ...«

Er japste nach Luft und wischte sich eine Lachträne aus dem Augenwinkel. »Was für eine Blamage!«

»Ludwig zittert bei dem Gedanken, dass wir uns mit dem englischen König verbünden, seinem Rivalen. Das können wir zu unseren Gunsten nutzen ...«, meinte Rainald kühl.

»Selbstredend! Ich bin mir nicht einmal sicher, ob ich mich überhaupt noch mit Ludwig treffen will ...«, bekräftigte Friedrich, der den französischen König auf dem Zweiten Kreuzzug ins Heilige Land erlebt hatte und ihn kläglich fand. Einer Krone nicht würdig. Vielleicht würde er stattdessen den Grafen von Lenzburg zu Ludwig schicken, einen seiner langjährigen Vertrauten.

»Zurück zur Liste!«, sagte er und zählte gleich selbst an den Fingern die erfreulichen Entwicklungen ab.

»Der englische König unterstellt sich mir also, der französische sitzt in Paris und fürchtet sich. König Géza von Ungarn verspricht uns fünfhundert Kämpfer für den Italienfeldzug. Er bangt, sein Bruder Stephan könnte ihn vom Thron stürzen.«

»Da bangt er durchaus zu Recht«, kommentierte Rainald, der über zahlreiche Spione verfügte, kühl lächelnd diese Beflissenheit Gézas.

»Den Herzog von Böhmen, Vladislav, erhebe ich im Januar zum König. Dafür ist er mir überaus dankbar und stellt mir seine gefürchteten Panzerreiter«, fuhr Friedrich mit seiner Aufzählung fort. »Die Herzöge von Polen werden wie befohlen Weihnachten vor mir auf die Knie sinken. Den dänischen Thronstreit hatte ich auch geklärt. Bis dann plötzlich alles anders kam ...«

Friedrich runzelte die Stirn und ließ die Hände sinken.

»Sven ist mein Freund, wir wurden gemeinsam als Knappen an König Konrads Hof ausgebildet. Aber in letzter Zeit verhielt er sich wie ein Narr. Ehrlos und dumm. Wenn man seine Rivalen schon töten will, muss man es so planen, dass es auch im Handstreich gelingt!«, ereiferte er sich.

»Wir können nur warten, bis wir Kunde erhalten, wer überlebt hat: Sven oder Waldemar«, beschwichtigte der Kanzler. »Ganz gleich, wie es ausgeht, wer den dänischen Thron behauptet – sobald die Verhältnisse dort geklärt sind, können die Dänen und Herzog Heinrich der Löwe, Euer geschätzter Vetter, endgültig mit den heidnischen Slawen im Norden aufräumen.«

Unwillig und mit trauriger Vorahnung verharrte Friedrich in seinen Gedanken bei Sven. Das sah Rainald und lenkte die Aufmerksamkeit des Kaisers auf etwas anderes.

»Kommen wir bei dieser Aufzählung zu den Widerstrebenden, denen Ihr gezeigt habt, wer der bedeutendere der zwei Kaiser ist. Nämlich *nicht* der byzantinische.«

Eine griechische Gesandtschaft war ebenfalls in Würzburg erschienen. Die Gäste hatten kostbare Geschenke in großer Zahl überbracht, ließen es aber bei der Anrede des Kaisers an Höflichkeit fehlen.

»Ein grimmiger Blick von Euch, und sie gaben sofort nach, entschuldigten sich und boten Frieden an«, erinnerte Rainald mit zufriedenen Lächeln. »Kaiser Manuels Herrschaft steht auf unsicheren Füßen, und die Glanzzeit des Byzantinischen Reiches ist längst vorbei, während Eure gerade erst richtig beginnt.«

Das traf wohl zu; jedenfalls hoffte Friedrich es. Nur eines verdross ihn bei der Erinnerung an die byzantinische Gesandtschaft.

»Aber diese Sache mit meinem Rothenburger Vetter ...«

Missmutig und ziemlich laut stellte er seinen Becher auf dem Tisch ab.

Kaiser und Kaiserin von Byzanz hatten darauf bestanden, dass der erst zwölfjährige Sohn des verstorbenen Königs Konrad – Friedrichs Vetter – in den Ritterstand erhoben wurde. Er war der Neffe Kaiserin Irenes, und hinter ihrem unnachgiebigen Drängen stand der unausgesprochene Vor-

wurf, Friedrich habe Konrads einzig verbliebenem Sohn und Erben den Thron geraubt.

Was Konrads Brüder und Schwäger dem Jungen auch unablässig ins Ohr flüsternten.

»Solange mir meine liebliche Beatrix keinen Erben gebiert, ist der Bursche der einzige Königssohn«, murrte Friedrich. Das bereitete ihm wirklich Sorge. Seit mehr als einem Jahr war er nun schon vermählt, und es gab noch keinerlei Anzeichen für eine Schwangerschaft bei seiner Gemahlin.

»Sein Sulzbacher Oheim und die ganze Babenberger Sippe werden nicht lockerlassen und ihm wieder und wieder sagen, dass *er* auf den Thron gehört!«, beschwerte sich der Kaiser, nun immer wütender. »Der Knabe war acht, als sein Vater starb! Wie sollte er da dieses zerrissene und von Kriegen und Fehden heimgesuchte Reich befrieden?«

»Ohne Zweifel war es das Beste für das Reich, dass Ihr die Regentschaft übernehmt«, versicherte Rainald. »Und Ihr habt Euch doch sehr großzügig gezeigt, als Ihr dem Knaben Euer Herzogtum Schwaben übertrug. Keiner kann Euch etwas vorwerfen.«

»Schwaben *und* Rothenburg«, erinnerte Friedrich grimmig. »Da soll er gefälligst bleiben! Von dem Tag an, an dem ich einen Erben bekomme, gibt es nur noch einen Königssohn, nämlich meinen! Und Schwaben und den Herzogstitel brauche ich dann für meine eigenen Söhne.«

»Noch ist es nicht so weit.«

Rainald beugte sich etwas vor und sah seinem Kaiser in die Augen. »Er ist jetzt ein Ritter, aber immer noch nicht älter als zwölf. Bis er eine ernsthafte Bedrohung für Euch darstellen könnte, wird noch viel Zeit vergehen. Und derweil mag manches geschehen ...«

Glockengeläut mischte sich unter seine letzten Worte, während Friedrich gerade eine geniale Lösung des Problems durch den Kopf schoss.

Er kam nicht dazu, den Gedanken auszusprechen, denn Rainald drängte zum Aufbruch.

»Wir sollten jetzt losreiten. Alles entwickelt sich nach unseren Wünschen. Ihr seid der größte weltliche Herrscher der Welt. Und nun ist es Zeit, dem Papst auf die Finger zu klopfen. Seid Ihr bereit, Euch den päpstlichen Legaten zu widmen?«

Der für sein Amt noch junge Kanzler erhob sich und wartete, dass der Kaiser es ihm gleichtat.

»Mit größtem Vergnügen«, meinte Friedrich grinsend, stand schwungvoll auf und erteilte alle nötigen Befehle, damit sie umgehend mit kleinem Geleit aufbrechen konnten.

Der offizielle Auftritt der päpstlichen Gesandten beim Hoftag von Besançon war für den morgigen Tag geplant. Doch dabei wollte Rainald nichts dem Zufall überlassen.

Der durchtriebene Kanzler hatte dem Kaiser versprochen, die beiden Legaten morgen in die Enge zu treiben und den Zorn der versammelten Fürsten auf sie zu lenken. Deshalb waren sie jetzt mit ihnen zu Vorgesprächen in einer kleinen Kapelle verabredet. Rainald hatte darauf gedrängt, dass sein Kaiser dabei war.

Er hatte seine Gründe, wohldurchdacht wie immer.

»Kenne ich sie?«, fragte Friedrich seinen Begleiter, während sie Seite an Seite zu der abseits gelegenen Kapelle ritten. Die Sonne schien und brachte farbiges Laub zum Leuchten.

»Zumindest einen: Rolando Bandinelli, ein Freund und der Kanzler des Papstes«, gab Rainald Auskunft.

Ein Mann wie Papst Hadrian, jemand in seiner Position, hat keine Freunde, dachte Friedrich abfällig.

Und überlegte beim nächsten Atemzug: Habe *ich* denn welche? Rainald, ja, der dient mir ergeben. Mein Vetter Otto von Wittelsbach. Mein Schwager Ludwig von Thüringen. Mein Vetter Heinrich der Löwe. Wobei ich aufpassen muss, dass der nicht zu sehr über die Stränge schlägt. Aber niemand hat mir

auf dem ersten Italienzug ein so großes Heer gestellt wie Heinrich. Und bemisst sich Freundschaft nicht auch daran? Der sechste Welf fiel ihm ein, sein nur wenig älterer Oheim. Vor fast zwanzig Jahren hatten sie gemeinsam gegen die Entmachtung der Welfen unter König Konrad gekämpft, auf dem Zweiten Kreuzzug ins Heilige Land waren sie Seite an Seite geritten, hatten die Überreste ihres vernichtend geschlagenen Heeres zusammengetrommelt. Aber es missfiel ihm, wie Welf und seine Gemahlin Uta von Calw ihm dann und wann ins Gewissen redeten.

Er behielt jedoch diese Gedanken für sich und meinte stattdessen mit einem Anflug von Sarkasmus: »Die Übereinkunft mit mir muss Seiner Heiligkeit sehr am Herzen liegen, wenn er sogar seinen Kanzler schickt.«

»Sehr. Ihr habt diesen Rolando schon getroffen. Er war einer der Wortführer unter den Kardinälen bei dem Zwischenfall in Sutri ...«

Friedrich konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. Das war zu kurios gewesen. Bei ihrem ersten Zusammentreffen vor der Kaiserkrönung hatte Papst Hadrian darauf bestanden, dass er ihm das Pferd am Zügel führte und beim Absitzen den Steigbügel hielt. Das hatte er schlichtweg abgelehnt, weshalb die erste Begegnung abgebrochen wurde und die Kardinäle gemeinsam mit Friedrichs Fürsten tagelang verzweifelt nach einer Lösung suchten.

Wenn dieser Rolando Bandinelli dabei gewesen war, würde er nicht gut auf den Kaiser zu sprechen sein. Denn Friedrich erfüllte zwar letztlich den Willen des Papstes, aber verspottete ihn dabei genüsslich.

Die Vorstellung, einen der Beteiligten an dieser Posse in Kürze zu treffen, steigerte noch Friedrichs Vorfreude und Neugier darauf, wie Rainald die päpstlichen Gesandten wohl morgen in die Enge treiben wollte – vor den versammelten Fürsten beim Hoftag in Besançon.

Friedrich erkannte den Kanzler des Papstes sofort wieder. Er vergaß nie ein Gesicht – eine wichtige Fähigkeit für einen Herrscher.

Und er wusste von dem Augenblick an, als die beiden Gesandten die Kapelle betraten, dass er diesen Rolando Bandinelli nicht leiden konnte. Mochte der auch noch so fein formulierte Worte der Ehrerbietung von sich geben.

Rainald übersetzte in beide Richtungen, da er der Einzige hier war, der Deutsch *und* Latein sprach.

Doch auch wenn Friedrich kein Latein beherrschte – nach all den vielen Begegnungen mit ausländischen Abordnungen kam er nicht umhin, diese oder jene Floskel der allgegenwärtigen Sprache zu *verstehen*.

Er unterbrach Rainald nicht, als dieser die Begrüßung übersetzte, doch fing er seinen Blick auf und zog die Augenbrauen hoch.

In stummer Kommunikation fragte er: Hat er wirklich *Brüder* gesagt?

»Der Papst ist Euer Vater, wir Kardinäle sind Eure Brüder«, übersetzte Rainald scheinbar gleichmütig. Doch sein mahrender Blick besagte: Äußert Euch jetzt nicht dazu, das alles wird uns morgen dienlich sein.

»Wir sind gekommen, den Ruhm und die Ehre des Reiches zu wahren«, fuhr Rolando fort.

Das sollte mich wirklich freuen, könnte ich es nur glauben, dachte Friedrich mit unbewegter Miene. Hadrian will mich unbedingt als seinen Untergebenen darstellen, und das werde ich keinesfalls zulassen.

Geschickt half Rainald über das jäh eingetretene Schweigen hinweg.

»Darf ich Euch ersuchen, mir die Botschaft des Papstes zu überreichen, damit ich die Übersetzung vorbereiten kann?«, fragte er Rolando. Der zögerte, hatte aber keinen offiziellen Grund, die Bitte abzuschlagen.

Er händigte Friedrichs Kanzler eine Kopie des Schreibens aus, Rainald bedankte sich mit einer Verneigung, dann verabschiedete man sich.

Die beiden Gesandten hatten die Kapelle kaum verlassen, als Rainald von Dassel das Siegel brach und sich im Schein einer Kerze in den Text vertiefte.

Aufmerksam las er jedes Wort, selbst die üblichen langatmigen Begrüßungsfloskeln. Dann zog ein Lächeln über seine Züge.

»Wir haben sie. Das wird morgen ein Fest für Euch.«

Formulierungssache

*Kaiser Friedrich I., Kanzler Rainald von Dassel,
Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, die päpstlichen
Gesandten Rolando und Bernhard, der junge
Übersetzer Stefano di Stella; Besançon, Oktober 1157*

as wird ein Spaß! Heute treten wir dem Papst kräftig auf die Füße«, verkündete Friedrich wohlgelaunt seiner blutjungen Gemahlin Beatrix, umfing ihr Gesicht mit beiden Händen und küsste sie. Beunruhigt sah sie ihn an, bis er mit schwungvollen Schritten an ihrer Seite den Saal betrat, wo die Großen Burgunds und diverse Gesandte das Kaiserpaar erwarteten.

Genüsslich beobachtete Friedrich die vor ihm stehenden Fürsten, die erfreulich zahlreich zu seinem Hoftag in Besançon erschienen waren und deren Kleider vom Reichtum Burgunds kündeten. Erwartungsgemäß schnappten sie schon bei den Grußworten der beiden päpstlichen Gesandten nach Luft, weil die beiden Kardinäle auch hier den Papst als Vater des Kaisers bezeichneten, sich selbst als seine Brüder.

Was besagte, dass der Papst über allen stehe.

»Ihr maßt Euch an, die *Brüder* unseres Kaisers sein zu wollen?«, entrüstete sich lautstark der stämmige Markgraf von Montserrat. »Damit stündet ihr auf einer Stufe mit ihm, doch das tut ihr nicht! Nur Papst und Kaiser sind einander ebenbürtig. Das ist Gottes Ordnung der Welt!«

Ein Grundsatz, der Friedrichs Handeln vom ersten Tag seiner Regentschaft an prägte.

Entrüstet und lautstark stimmten die anderen Besucher des Hoftages dem aufgebrachten Markgrafen zu. Sehr zu Friedrichs Zufriedenheit. Und *dieser* Tumult war noch nicht einmal insgeheim befohlen, sondern ganz spontan entstanden. Aber natürlich von ihm und Rainald so erwartet.

Der eigentliche Eklat sollte erst noch kommen. Es konnte nicht mehr lange dauern.

Als Rolando dann – scheinbar unbeeindruckt von den Protesten – die harsche Beschwerde des Papstes darüber verlas, dass der Erzbischof von Lund in deutschen Landen von Diebsgesindel gefangen gehalten werde, und er den Kaiser aufforderte, diesem Frevel umgehend ein Ende zu bereiten, verflog auch die letzte Zurückhaltung im Publikum.

»Ich habe Eskil von Lund weder gefangen genommen, noch weiß ich, wo er sich befindet«, erklärte Friedrich streng und abweisend. »Was ich allerdings weiß, ist: Eskil erhebt Anspruch auf Gebiete im Norden, die dem Erzbischof von Bremen zustehen. Ich werde niemanden unterstützen, der die Finger nach meinem Reich ausstreckt.«

Den ehrgeizigen Erzbischof von Lund für eine Weile seiner Einflussnahme zu berauben, kam nicht nur Friedrich, sondern ebenso Hartwig von Bremen sehr zupass. Erwartungsgemäß schlugen sich auch die anwesenden Bischöfe auf die Seite des Kaisers.

Insgeheim belustigt betrachtete Friedrich die mit roten und blauen Pelzen herausgeputzten Geistlichen. Die farbenfrohen Pelze waren einer der Gründe, weshalb die meisten der anwe-

senden hohen Kleriker hier laut und vernehmlich ihm zustimmten statt dem Heiligen Vater. Hätte nicht Rainald vor etlichen Jahren als noch junger Dompropst von Hildesheim einem Vorgänger des jetzigen Papstes ein kühnes »Nein!« entgegengeschmettert, als dieser dem Klerus das Tragen rot und blau gefärbter Pelze verbieten wollte, würden sie alle hier mit verfilzten Schaffellen über den Schultern vor ihm stehen. Ständig gab es neue Vorschriften, mit denen der Heilige Stuhl die Eitelkeit und Geltungssucht des Klerus bekämpfen wollte. Das trug nicht gerade zur Beliebtheit der Päpste bei.

Selbst Rolando und Bernhard prunkten mit Pelzen in leuchtendem Rot, was Friedrich und Rainald mit verstohlenem Lächeln kommentierten, als sie einen Blick tauschten.

Ja, es lief alles ganz wunderbar nach Plan.

Mittlerweile hatte sich der päpstliche Kanzler Rolando zu weiteren Anschuldigungen gegen den Kaiser hinreißen lassen. Sein scharf geschnittenes Gesicht verzerrte sich vor Wut, nun trat er sogar einen Schritt vor.

Pfalzgraf Otto von Wittelsbach, den Friedrich heute als seine persönliche Leibwache eingeteilt hatte, weil für den hünenhaften Mann eine besondere Rolle in diesem Spektakel vorgesehen war, legte demonstrativ die Hand an den Griff seines Schwertes und rückte etwas näher zu seinem Freund und Kaiser.

Der befand, er sollte in dem Gebrüll erst einmal für Ruhe sorgen, damit besser zur Geltung kam, was Rainald ausgetüftelt hatte.

Einhalt gebietend hob der Kaiser die Hand, was den Lärm zum Verebben brachte. Dann wandte er sich an Rolando.

»Ihr wagt es, *mir* einen Rechtsbruch vorzuwerfen?«, fragte er drohend und ließ kein Auge von Bandinelli. »Dabei ist es der Papst, der sich am Recht vergeht. Euer Heiliger Vater hat gegen den Vertrag von Konstanz verstoßen, indem er ohne Absprache mit mir Frieden mit Wilhelm von Sizilien schloss, unserem gemeinsamen Feind.«

Ganz gleich, ob die Herren im Saal das schon gewusst hatten oder nicht, der Tumult auf diese Anschuldigung war enorm.

»Und er bezeichnet Wilhelm als Lehnsmann«, fuhr Friedrich zornig fort. »Mag sich König Wilhelm von Sizilien dem Papst unterwerfen – ich werde es nicht! Ein Kaiser ist kein Lehnsmann des Papstes, sondern ihm ebenbürtig.«

Immer noch ließ er Bandinelli nicht aus den Augen. Der war berechnend und gefährlich. Gestern hatte Friedrich seinen Kanzler Rainald gefragt, ob nicht zu erwarten sei, dass dieser ehrgeizige Mann, der noch keine fünfzig Jahre zählen mochte, der nächste Papst würde. Der jetzige, Hadrian, war alt.

»Damit befassen wir uns, sollte diese Lage eintreten«, hatte der Kanzler gelassen erwidert und hintergründig gelächelt. »Es gibt so viele Männer im Vatikan, die gern Papst werden möchten. Und ich stehe mit ihnen in Verbindung.«

Gleich platzt er vor Wut, dachte Friedrich angesichts des nach Luft schnappenden Rolando. Kurz überlegte er: Ist es wirklich klug, mit dem wahrscheinlich nächsten Papst Streit anzufangen? Dieser Bandinelli ist von anderer Statur als der ängstliche Hadrian. Skrupellos, gewandt, ehrgeizig.

Doch Friedrich von Staufen vertraute Rainald, dem niemand das Wasser reichen konnten, wenn es darum ging, Strategien zu ersinnen und Vorwände zu schaffen. Der würdige Nachfolger des verstorbenen Erzbischofs Albero von Trier, der mit einer unglaublich fein gesponnenen Intrige einen Staufer auf den Thron lanciert hatte: Friedrichs Oheim Konrad.

Der Papst rechnete offenbar mit einer ablehnenden Haltung des Kaisers auf seine Forderungen. So las Rolando weiter das Schreiben des Kirchenoberhaupts auf Latein vor, während Rainald von Dassel übersetzte.

»Habe ich dir nicht die Kaiserkrone verliehen?«, deklamierte Bandinelli mit vorwurfsvoller Stimme und wartete ungeduldig Rainalds Wiedergabe ab.

Doch sobald Rainald von Dassel die nächsten Worte ins Deutsche übertragen hatte, brach erneut Tumult aus.

Das ist nicht exakt übersetzt, *Beneficien* bedeutet im üblichen Sprachgebrauch »Wohltaten«, nicht Lehen, so hat es der Papst gemeint!, dachte sofort ein junger Mann, der in der hintersten Reihe, aber noch in Sichtweite des Kaisers stand.

Er fiel nicht nur durch seine Jugend auf, sondern vor allem durch eine Verstümmelung: Ihm fehlte die rechte Hand. Krampfhaft umfasste er den Armstumpf, in dem das Blut so heiß und dumpf pulsierte, als wolle es die schlecht verheilte Narbe zum Platzen bringen. Er hielt ihn hoch und fragte sich zum wohl tausendsten Mal, wie etwas schmerzen konnte, das gar nicht mehr da war.

Stefano di Stella, ein junger Römer mit deutscher Mutter, der mehrere Sprachen fließend sprach, hatte Friedrich während dessen ersten Italienszuges als Dolmetscher gedient. Doch bei den Kämpfen zwischen den Bewohnern Roms und Friedrichs Heer unmittelbar nach der Kaiserkrönung hatten ihm marodierende Römer die Hand abgeschlagen.

Wie durch ein Gotteswunder überlebte er dank der Hilfe eines heilkundigen Mönches. Weder verblutete er, noch ereilte ihn der Wundbrand.

Dennoch wünschte sich Stefano manchmal, er wäre gestorben. All seine Lebenspläne waren auf einen Schlag zunichtegemacht. Mit dem Geld, das er in Diensten des Kaisers verdiente, hatte er um das Mädchen freien wollen, das er liebte. Doch er hatte seinen Lohn nicht einmal bekommen, denn beim hastigen Rückzug des Kaisers war er mit seinem blutigen Armstumpf zurückgeblieben. Von Schmerzen und Entsetzen geschüttelt, schaffte es Stefano bis nach Hause. Aber einen Krüppel wollte die schöne Giulia nicht heiraten. Angewidert hatte sie sich von ihm abgewandt.

Selbst seine eigene Familie verstieß ihn.

»Wir können nicht weiter in Rom Geschäfte machen, wenn jeder in der Stadt weiß, dass du diesem *tedesco* gedient hast. Geh!«, hatte sein Vater befohlen, als Stefanos Stumpf so weit verheilt war, dass er ohne Wundarzt auskam. Seine Mutter weinte viel, ohne ein Wort zu sagen, und steckte ihm beim Abschied heimlich ein Päckchen zu – mit Geld und einem Teil ihres Schmucks. Er sah ihr Gesicht noch heute vor sich: fassungslos, tränenüberströmt, tieftraurig.

Verbittert, hilflos und ohne sich über seine Vorhaben im Klaren zu sein, lenkte Stefano die Schritte gen Norden. Er schlug sich durch in der Hoffnung, niemand würde ihn für leichte Beute halten – was er mit nur einer Hand in der Tat war – und ausrauben. Zumal Fremde ihn wegen der Art der Verletzung für einen Dieb halten könnten, dem man zur Strafe für ein Verbrechen die rechte Hand abgeschlagen hatte. Wer würde ihm schon glauben, dass er sich diese unheilvolle Verletzung im Kampf zugezogen hatte?

Da er nach dem Verlust der Rechten seinen Lebensunterhalt nicht mehr durch das Schreiben von Liebes- und Geschäftsbriefen verdienen konnte und da es in Rom für ihn kein Verweilen gab, bestand seine einzige Hoffnung darin, der Kaiser könnte sich seiner erinnern und ihn erneut in seine Dienste nehmen.

Der junge Mann hatte Glück, endlich einmal. Irgendwann hatte der Kaiser nach ihm gefragt und Männer ausgeschildet, in deren Begleitung Stefano dann umgehend vorgelassen wurde, nachdem ihm Diener ein Bad bereitet und seine Lumpen gegen frische Kleidung ausgetauscht hatten. Allein konnte er sich nicht einmal richtig anziehen mit nur einer Hand. Friedrich zeigte sich bestürzt, ließ ihm eine Mark Silber und einen Ring als Entschädigung überreichen und bot ihm an, erneut für ihn zu übersetzen. Hier in Besançon waren mehrere Delegationen aus den oberitalienischen Städten eingetroffen, die heute noch vorsprechen wollten und deren Worte er übertragen sollte.

Und jetzt fuhr Stefano, begleitet von einem stechenden Schmerz im Stumpf, die Erkenntnis durch den Kopf, dass der Kanzler des Kaisers nicht korrekt übersetzt hatte. Denn *Beneficien* hieß tatsächlich »Wohltaten« und nicht Lehen.

Erschrocken beobachtete Stefano den Aufruhr, den Rainalds Version bewirkte: Gern hätte der Papst dem Kaiser noch größere Lehen gegeben, verkündete der Kanzler, der es besser wissen sollte. Nicht umsonst galt er als einer der klügsten Köpfe des Reiches und sicher in mehreren Sprachen.

»Das ist ja nicht zu fassen!« – »Eine Unverschämtheit!« – »Nicht das erste Mal, dass sich der Papst zum Lehnsherrn eines Kaisers aufschwingen will!«, schrien die Fürsten los, sich gegenseitig an Lautstärke überbietend.

Soll ich eingreifen und den Irrtum aufklären?, überlegte Stefano unschlüssig.

Er rief sich in Erinnerung, was ihm sein Gönner einst erklärt hatte, der Graf von Gravina, ein erfahrener Diplomat und enger Vertrauter von Stefanos Eltern: »Manchmal kannst du mit einer etwas freundlicheren Formulierung einen Krieg verhindern. Das ist Diplomatie. Und manchmal kannst du mit einer unfreundlichen Formulierung einen Krieg auslösen. Das ist Politik.«

Dann ist das hier eindeutig Politik, dachte der versehrte junge Mann verbittert. Rainald von Dassel ist viel zu schlau und gerissen, um solch einen Fehler aus Versehen oder aus mangelnder Sorgfalt zu begehen.

Als Stefano wie zur Bestätigung ein zufriedenes Funkeln in den Augen des Kaisers wahrnahm, wusste er, dass er zu schweigen hatte. Er umklammerte seinen Armstumpf und biss die Zähne zusammen.

Genüsslich sah Friedrich zu, wie sich die hochgeborenen Herren lautstark entrüsteten.

Rolando Bandinelli schien gar nicht zu wissen, wie ihm ge-

schah. Er stammte aus Siena und sprach nicht Deutsch; er wusste also nicht, wie Rainald seine Worte übersetzt hatte.

Zornig schrie er auf Italienisch in den Tumult hinein: »Von wem hat denn der Kaiser seine Würde, wenn nicht vom Papst?«

Diesmal übersetzte Rainald korrekt und mit kaum übersehbarer Freude darüber, dass ihm der Rivale in die Falle getappt war.

Denn nun brach die Hölle los.

Wild durcheinandergebrüllte Proteste, drohend erhobene Fäuste ... Und endlich erfüllte auch der hitzköpfige Otto von Wittelsbach seine ihm am Morgen von Friedrich übertragene Aufgabe, zog das Schwert und legte es an die Kehle des jäh erbleichenden Rolando.

Hochzufrieden ließ sich Friedrich herab, jedermann im Saal zu Ruhe und Wahrung des Friedens zu mahnen.

»Steckt Euer Schwert ein, Pfalzgraf Otto; hier soll kein Blut vergossen werden!«, mahnte er seinen bayerischen Leibwächter gütlich, während er insgeheim die messerscharfe Präzision bewunderte, mit der Rainald diese Szene geplant und verwirklicht hatte.

Mit hochrotem Kopf wie stets, wenn ihn etwas aufregte, schob der Wittelsbacher die blanke Klinge in die Scheide zurück.

»Ich gewähre Euch sicheres Geleit zu Eurer Unterkunft, doch Ihr habt diesen Saal auf der Stelle zu verlassen«, befahl der Kaiser den päpstlichen Gesandten.

Wortlos und entrüstet verließen die beiden Kardinäle die Halle, begleitet von Rainald von Dassel. Vor der Tür wartete schon eine zehnköpfige Leibwache, die sie zum Quartier der päpstlichen Legaten bringen sollte.

Auf dem Weg verlor niemand ein Wort. Die beiden Römer nicht, weil es im Moment äußerst unklug gewesen wäre, ihrer Wut Ausdruck zu verleihen. Und Rainald nicht, weil er sich

auf den letzten Akt dieses Dramas freute – der einsetzte, als sie das Haus erreichten, in dem Rolando und Bernhard untergebracht waren.

»Ihr werdet zu würdigen wissen, dass Euch nur die Gnade unseres Kaisers vor Volkes Zorn schützt«, begann Rainald, der als Erster aus dem Sattel stieg. »Doch muss ich auf eine Untersuchung Eurer Dokumente bestehen. Ihr habt versucht, die frommen Christenmenschen in diesem Reich gegen ihren Kaiser aufzuwiegeln, ihren *von Gott erwählten* Kaiser. Ich muss annehmen, dass Ihr dieses verabscheuungswürdige Verhalten während Eures Aufenthaltes hier fortsetzen wollt.«

Ehe jemand etwas sagen konnte, hatte er das Haus schon betreten, ließ sich von einem Diener die Kammer der Gesandten zeigen und rief die Wachen herein, damit sie alles durchwühlten.

Er nahm sämtliche Pergamente entgegen, die sich teils in Truhen und Kisten befanden, teils auch noch unfertig auf dem Tisch lagen, und studierte sie mit heimlichem Triumph. Hier fand sich noch viel mehr als erwartet, was ihm in die Hände spielte!

»Diese Dokumente enthalten Beleidigungen unseres Kaisers und sollen Unruhe im Reich stiften«, verkündete er. Dann wandte er sich an Rolando, den Ranghöheren der beiden Gesandten.

»Morgen bei Sonnenaufgang werdet Ihr dieses Haus und dieses Land verlassen. Ihr werdet keinen Schritt weiter in deutsche Lande vordringen, sondern direkt von Besançon aus zum Papst zurückkehren. Auf kürzestem Weg. Gott sei mit Euch!« Er reichte die Pergamente dem Anführer der Wache, damit der sie sicher verwahrte, nickte den beiden Kardinälen kurz zu und wandte sich ab, um das Haus zu verlassen.

Der Kaiser würde sehr zufrieden sein. Mit der Szene am Hof und mit den beschlagnahmten Pergamenten.

Das lief noch besser als geplant!, dachte Rainald zufrieden,

während er zurückritt. Müsste er nicht die Zügel halten, würde er sich die Hände reiben. Dem Papst haben wir Paroli geboten, seinen Kanzler blamiert, und diesen Bernhard kann sowieso niemand ernst nehmen. Jetzt muss ich mich nur noch darum kümmern, dass Rolando nicht Papst wird, sobald Hadrian das Zeitliche segnet.

Stefano hingegen ging stumm in sein Quartier, mühte sich, einhändig die Kleider abzulegen, und grübelte die halbe Nacht, während er auf seinem Bett lag. Wohin konnte das noch führen, wenn sich der Kaiser mit dem Papst zerstritt? Hätte er doch etwas sagen sollen?

Nein, beantwortete er sich diese Frage immer wieder selbst. Das alles war kein Zufall. Das war arrangiert. Und er fragte sich, was der Kaiser und sein Kanzler nun wohl vorhatten.

Schlechte Nachrichten

*Die Markgrafen Otto und Dietrich, ihre
Gemahlinnen Hedwig und Dobroniega, Christian,
Ritter in Ottos Diensten; Meißen, Herbst 1157*

Ein Gewitter ging über dem Meißner Burgberg nieder, als der Festgottesdienst anlässlich der Geburt von Markgraf Dietrichs legitimem Sohn und Erben gefeiert wurde. Das Rauschen des Regens und das Trommeln der Tropfen gegen das Kirchentor übertönte die Zeremonie für all jene, die im hinteren Teil des Doms standen.

Durch die Fensteröffnungen sahen sie Blitze zucken, einen Atemzug später zerriss krachender Donner die Worte des Bischofs, als er den Segen des Allmächtigen für den künftigen Erben der Ostmark erbat.

Der Säugling erschrak und begann zu schreien – in beachtlicher Lautstärke für sein zartes Alter.

Mach dich ruhig bemerkbar, kleiner Konrad!, dachte sein Vater voller Stolz und Zärtlichkeit. Von dir werden in der Zukunft große Dinge erwartet.

Doch beim nächsten Donnerschlag begann sich Dietrich zu fragen, ob Sturm und Gewitter ein schlechtes Omen für den Säugling sein mochten.

Natürlich war der Knabe sofort getauft worden, nachdem er in Eilenburg zur Welt kam, im Herrschaftszentrum des Markgrafen der Lausitz. Zu viele Säuglinge starben während oder kurz nach der Geburt, als dass man mit dem Ritus warten konnte. Ohne Taufe waren ihre Seelen verloren. Dem ersten legitimen Sohn eines wettinischen Fürsten stand jedoch auch eine große Tauffeier im Meißner Dom zu, sobald seine Mutter vierzig Tage nach der Niederkunft wieder eingesegnet war. Bis dahin galt sie als unrein und durfte keine Kirche betreten. Der kleine Konrad, benannt nach seinem unlängst verstorbenen Großvater, schrie immer lauter. Vielleicht war ihm kalt, vielleicht war er hungrig oder die Windel nass. Zunächst versuchte Bischof Gerung, das Säuglingsgebrüll mit seiner klangvollen Stimme zu übertönen, dann gab er es auf und kürzte die Zeremonie ab, um ihr nicht die Festlichkeit zu nehmen. Hastig drückte die Amme das Kind an sich und wiegte es.

Schließlich setzte feierliches Glockenläuten ein, das den Regen und alle sonstigen Geräusche übertönte. Dies machte sich Raimund zunutze, ein junger Ritter in Diensten des Meißner Markgrafen Otto von Wettin, und stieß seinem Freund Christian den Ellenbogen derb in die Seite.

»Du solltest etwas fröhlicher blicken! Schließlich ist das ein Tauffest für einen markgräflichen Erben und uns allen Grund zur Freude«, zischte er ihm ins Ohr.

Christian, ebenfalls ein Ritter von knapp zwanzig Jahren, wandte dem Freund den Kopf zu. Langsam wichen Zorn und

Wut aus seinem Gesicht, dafür zeigte es nun pure Verzweiflung.

»Du kannst ihr nicht helfen!«, raunte Raimund beschwörend. Die zierliche Luitgard, in die sich Christian verliebt hatte, war vor wenigen Tagen urplötzlich und sichtlich gegen ihren Willen vermählt worden. Und als wäre das nicht schon schlimm genug, hatte Markgraf Otto sie ausgerechnet einem Ritter gegeben, der nicht nur durch seine Körpergröße, sondern auch durch seine Gewalttätigkeit auffiel.

Die erst dreizehnjährige verängstigte Braut hatte unter Tränen ihr Ja zu der erzwungenen Vermählung mit Randolph ausgesprochen. Seitdem sah man Luitgard nur noch selten außerhalb ihrer Kammer, und wenn, dann mit Spuren von Schlägen im Gesicht. Heute stand sie fünf Reihen vor ihm. Ihr linkes Auge war geschwollen und schillerte bläulich.

»Du kannst ihr nicht helfen! Du kannst nichts tun, sie gehört jetzt ihm!«, wiederholte Raimund beharrlich, der einen beträchtlichen Teil seiner Zeit darauf verwandte, den Freund von Dummheiten abzuhalten. Von Dummheiten, die ernsthafte Folgen haben würden.

Er starrte Christian ins Gesicht, als wollte er ihm die Worte ins Gehirn brennen: Sie ist ihm zum Ehefrau gegeben, und somit ist es sein Recht, sie zu behandeln, wie es ihm beliebt.

Randolf genoss es, Christian herauszufordern; er wartete ständig auf eine Gelegenheit, dem Rivalen hinterrücks diese oder jene Niederlage heimzuzahlen, die Christian ihm im Verlauf ihrer langen, allseits bekannten Feindschaft beigebracht hatte. Und sollte Christian wegen Luitgard Streit mit ihm beginnen, würde Markgraf Otto *ihn* maßregeln und nicht Randolph. Was Christian einerlei wäre, müsste er nicht fürchten, Luitgard würde dann an seiner Stelle von ihrem Mann bestraft.

»Sonst muss sie es noch büßen!«, mahnte auch Raimund leise, der seine Gedanken erriet.

Die beiden jungen Ritter wussten nicht, dass auch Raimunds Vater, der denselben Namen trug, Randolf auf ein paar ernsthafte Worte zur Seite genommen hatte – doch vergeblich.

»Dein Vater war mein bester Freund. Ich war bei ihm, als er starb. Er würde sich im Grabe umdrehen, wüsste er, wie du deine Frau behandelst«, hatte er ihm vorgehalten.

»Mein Vater ist *tot*. Getroffen und vergiftet von einem Wendenpfeil, während *Ihr* tatenlos neben ihm standet«, konterte Randolf wütend. »Der Pfeil hätte Euch treffen sollen!« Mit diesen Worten drehte er sich um und stapfte davon.

Christian reagierte mit Schweigen auf die Ermahnung des jüngeren Raimund. Genau das machte ihn ja so wütend! Zu Untätigkeit verurteilt zu sein. Zusehen zu müssen, wie Luitgard litt. Es zerriss ihm schier das Herz.

Stur blickte er geradeaus, grollte und grübelte. Ob die junge Markgräfin Hedwig eingreifen konnte? Sie hielt ihre Hände schützend über die Mädchen auf dem Burgberg, so gut sie es vermochte. Doch letztlich hatte auch sie den Befehlen ihres Gemahls zu gehorchen. Und Otto von Meißen war kein mitfühlender Mensch.

Das Läuten der Glocken hallte in Markgraf Dietrichs Brust wider. Er fühlte sich erlöst, nach zehnjähriger, unerfreulicher Ehe endlich einen Nachfolger und Erben zu haben. Bisher war ihm nur eine Tochter vergönnt gewesen, die im Kloster erzogen wurde, sowie ein illegitimer Sohn aus der langjährigen Liaison mit seiner großen Liebe, Kunigunde von Plötzkau. Der inzwischen Achtjährige trug sogar seinen Namen. Doch wegen seiner außerehelichen Geburt stand ihm nur eine geistliche Laufbahn offen. Dietrich war fest entschlossen, dafür zu sorgen, dass der aufgeweckte Junge einmal Bischof wurde. Er lernte schon eifrig in der Klosterschule.

Der Markgraf der Lausitz, ein Mann Ende dreißig von schlanker, aber muskulöser Statur, warf einen behutsamen Blick auf

seine Gemahlin Dobroniega, deren Gesicht wie meist nicht die geringste Regung zeigte. Doch er wusste: Auch sie war überaus erleichtert. Da sie nun ihre dringlichste Pflicht erfüllt und Dietrich einen Erben geboren hatte, erlaubte er, dass sie ihrem Wunsch gemäß den Rest ihres Lebens in Abgeschiedenheit und Enthaltbarkeit verbrachte, weit fort von ihm.

Seine Ehe mit der schönen polnischen Herzogstochter war vom ersten Tag an eine Katastrophe gewesen, und dabei waren Worte gefallen, die sich nicht wiedergutmachen ließen. Heute noch wollte sie abreisen.

Ungewohnt verlegen erwiderte Dobroniega seinen Blick, als er ihr den Arm bot, um sie unter Glockengeläut aus dem Dom zu führen.

»Ich danke Euch, dass Ihr mir einen Sohn und eine Tochter geschenkt habt«, sagte er, um das beklemmende Schweigen zwischen ihnen zu durchbrechen.

Einen Augenblick lang versuchte sich Dietrich vorzustellen, wie ihre Ehe verlaufen wäre, hätte ihn Dobroniega nicht vom ersten Tag an von sich gestoßen. Doch rasch gab er es auf. Es glich einem Wunder, dass sie überhaupt zwei Kinder miteinander hatten. Da eine Scheidung nicht in Frage kam, sondern Dobroniega getrennt von ihm leben würde, durfte er keine neue Ehe eingehen. Doch als Markgraf konnte er sich Bettgefährtinnen nach seinem Belieben wählen. Nur stand ihm kaum der Sinn danach. Er trauerte immer noch um Gunda. Rasch bekreuzigte er sich und sandte ein stummes Gebet für ihr Seelenheil zum Himmel.

An irgendetwas – vielleicht dem Anflug von Wehmut und Trauer auf seiner Miene – schien Dobroniega zu erraten, zu wem seine Gedanken flogen. Sie sah ihn von der Seite an, blinzelte und setzte sofort wieder ihre gewohnte eiskalte Miene auf.

Der Gewitterguss hatte so plötzlich aufgehört, wie er losgebrochen war. Als sie vorhin vom markgräflichen Palas zum

Dom gelaufen waren, ein paar Dutzend Schritte nur, hatten die Regentropfen Blasen in den Pfützen geschlagen. Jetzt stand der Hof voller Wasserlachen, doch der Himmel riss auf, und es nieselte nur noch ein wenig.

»Wollt Ihr wirklich bei diesem Wetter reisen?«, fragte Dietrich seine Gemahlin, die zielstrebig auf die Mitte des Hofes zuschritt, wo ihr Geleitschutz und etliche Bedienstete bereits um mit Truhen und Vorräten beladenen Karren versammelt waren.

»Die Wege sind aufgeweicht, und der Schlamm wird Eure Gewänder verderben. Weit kommt Ihr heute ohnehin nicht mehr«, redete er ihr zu. »Verbring die Nacht noch hier und brecht morgen nach der Frühmesse auf, in trockenen Kleidern.«

Niemand sollte ihm nachsagen können, er habe sie bei Wind und Wetter hinausgetrieben.

»Nein!«

Ihre Absage kam so schroff und schnell, dass Dietrich wusste, nichts würde sie umstimmen. Offenbar konnte sie es kaum erwarten, von ihm fortzukommen. Voll Bitterkeit stieg erneut der Gedanke in ihm auf, wie es hätte sein können, wenn ihre Ehe harmonisch verlaufen wäre. Dobroniega war eine Schönheit. Doch sie wollte sich nicht damit abfinden, von ihren Brüdern für eine dynastische Ehe zwischen den Häusern Piast und Wettin aus dem Kloster gezerzt worden zu sein.

Dietrich würde nie erraten, was gerade hinter der beherrschten Miene seiner Gemahlin vor sich ging.

Ich habe alles verdorben mit meinem Stolz, dachte sie verbittert und reuevoll. So schenkte er sein Herz dieser anderen Frau. Nicht einmal jetzt könnte ich gegen sie ankommen, obwohl sie schon lange tot ist. Und das habe ich mir selbst zuzuschreiben. Warum habe ich ihn vom ersten Tag an nur zurückgewiesen und beleidigt? Warum sah ich nicht, dass er

mir ein guter Gemahl gewesen wäre? Ich wünschte, ich könnte vieles ungeschehen machen. Doch das kann ich nicht. So bleibt mir nur, aus seinem Leben zu verschwinden und das entsagungsvolle, fromme Leben zu führen, das ich mir als junges Mädchen ersehnte, um in den Himmel zu kommen. Wird Gott mir vergeben, dass ich keine Jungfrau mehr bin, wenn ich von nun an ein Leben führe, das Keuschheit und Gebeten gewidmet ist?

Sorgsam verbarg Dobroniega ihre Verzweiflung und sah fordernd zum Anführer ihrer Leibwache.

Der gab nach einem zustimmenden Nicken von Fürst Dietrich den Befehl zum Aufbruch von Reitern und Gespannen.

»Gott segne und schütze Euch«, sagte der Markgraf zum Abschied.

Die Pferde schüttelten ihre tiefend nassen Mähnen und hielten die Köpfe gesenkt, Männer und Frauen saßen auf und zogen ihre Wollumhänge eng an sich, die gut gewalkt waren, damit die Nässe abperlte. Doch der von den Hufen aufgewirbelte Schlamm spritzte weit über die Kleidersäume hinauf.

Der Markgraf der Lausitz sah der Kolonne nach, bis sie aus seinem Blickfeld verschwand. Er hätte seine Gemahlin aus Höflichkeit auch auf ihrer Reise begleitet. Doch es war klar zu erkennen gewesen, dass sie das nicht wünschte. Und jetzt gab es Wichtiges mit seinem älteren Bruder und seiner Schwägerin zu bereden, bevor das Festmahl begann.

Otto und Hedwig traten zu ihm, sobald sie Dobroniega verabschiedet hatten.

Otto, Markgraf von Meißen und seit dem Tod seines Vaters ältester Fürst im Hause Wettin, hieb dem Bruder wuchtig ins Kreuz.

»Sei froh, dass du sie los bist! Von dem kleinen Schreihals abgesehen, hat sie dir doch nur Ärger bereitet.«